

Paul Baeten Gronda

**STRAUS PARK**



PAUL BAETEN GRONDA

**STRAUS PARK**

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Marlene Müller-Haas

Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Straus Park*  
bei De Bezige Bij, Antwerpen.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom Flämischen  
Literaturfonds (Vlaams Fonds voor de Letteren – [www.flemishliterature.be](http://www.flemishliterature.be)).



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene  
externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung  
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag  
keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Richard Yates, *Eine strahlende Zukunft*, Dt. v. Thomas Gunkel  
© DVA in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München 2014.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2013

De Bezige Bij Antwerpen und Paul Baeten Gronda

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

Luchterhand Literaturverlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, unter Verwendung

eines Motivs von © Kramer O'Neill/Millennium/Plainpicture

und Balounm/Shutterstock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-630-87504-0

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

Bitte besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

[facebook.com/luchterhandverlag](https://facebook.com/luchterhandverlag)

[twitter.com/LuchterhandLit](https://twitter.com/LuchterhandLit)

»Weißt du, was wir getan haben, Lucy? Du und ich?  
Wir waren ein Leben lang voller Sehnsucht.  
Ist das nicht absolut schrecklich?«

Richard Yates, *Eine strahlende Zukunft*



**1**





## 21, 22, 23, 24, 25

Das Haus stand keine zweihundert Meter vom Hudson entfernt, deshalb fegte an einem Tag wie diesem der Wind durch die West 107<sup>th</sup> Street und direkt durchs Fenster ins Schlafzimmer. Seine Wange blutete, doch das war nebensächlich. Die Windbö vom Fluss wehte den Vorhang hoch, und einen Moment lang sah er die rote Backsteinfassade des Hauses gegenüber. Seit drei Generationen hatte seine Familie diese Fassade im Blick. Sauber, beständig, leblos. Er befühlte seine Wange. Die Haut klebte noch dran. Regen, Schwarztee, salziger Schweiß und metallisches Blut. Tief saugte er die frische Luft in seine Lunge. Das hier war seine Luft, seine Stadt. Das hier war seine Frau, eventuell. Er hörte es schon, ganz fern, dass sie sein Ende bedeuten könnte, aber er hatte viel zu gut gelernt, nicht immer auf diese Stimme zu hören.

Etwa zwei Stunden zuvor hatte er mit der rechten Hand ihre beiden Handgelenke umklammert, während sie ins Zimmer stolperten. Sie rückwärts, den Kopf gegen seine Brust geneigt, als wollte sie Widerstand leisten. Es war Frühling, sie kamen von draußen, und er schmeckte einen lauen Regenschauer und ein paar Stunden Sonne auf ihrem Hals, wo sich alles, was er sich nur wünschen konnte, zu sammeln schien. Mit zunehmend hastigeren Schritten prallte sie schließlich mit dem Rücken gegen die Wand, aber er blieb nicht gleich stehen, als könnte er sie noch ein Stück weiter durch die Tapete und die Backsteine drücken. Sie schlang ihr rechtes Bein um seine Hüfte und zog sich

an ihm hoch. Seine Lippen glitten von ihrem Hals durch das Tal zwischen ihren Brüsten bis ans Ende ihrer Rippen. Dort presste sie seinen Kopf an sich, als wollte sie, dass er sich in ihr verbiss.

Der Basso continuo der U-Bahn, die wie Soprane in einem wogenden Crescendo und Diminuendo vorbeiheulenden Sirenen und irgendwo mittendrin die Tenöre des täglichen Verkehrs – das ewige Orchester Manhattans trat immer weiter in den Hintergrund. Stattdessen spürte er nur noch, wie sie in seiner Ohrmuschel sirrte, schrill, schneidend, herrlich, als wollte sie ihn mit dem Zischeln und Zirpen zum Wahnsinn treiben. Ihre Laute wurden zu etwas Spürbarem, dessen Wellen die Luft auf seinen Körper übertrug. An der Wand hing ein von Frans Floris gemaltes Porträt, das ihr sehr gefiel und dessen Holzrahmen jedes Mal gegen die Wand knallte, wenn sie mit dem Kopf dagegenstieß.

Sie zog ihn auf einen antiken Teppich, und immer wieder schmeckte er nicht nur sie, sondern auch den Staub von viel zu viel Vergangenheit. Er wäre auf ewig in ihr geblieben, hier, auf dem kratzigen Gewebe oder egal wo sonst, aber sie war schnell, und er begriff, dass danach alles vorbei sein konnte. Als sie endlich auf Händen und Füßen ins Bett kletterte, sah er den Abdruck als rotes Relief auf ihrem Rücken, bis sie sich umdrehte und ihn mit der Ferse in seinem Nacken zu sich zog.

Eine Schramme auf ihrem Bein, ein Muttermal auf ihrem Rücken, ihre Haare um seinen Hals. Alles versank hinter den Linien, die kreuz und quer über ihre Haut liefen. Wimpern, Zähne und Lippen so nah, dass er zunächst nur Details sah, dann nur abstrakt Verschwommenes und schließlich überhaupt nichts mehr.

Sie presste ihre Wange gegen seine, und an ihrem Atem spürte er, was er mit ihr machte und was sie wollte, als ob sie ihn mit Anweisungen lenkte, nicht mit Worten, sondern mit

Einatmen und Ausatmen und wieder Einatmen und wieder Ausatmen und Schlucken und Innehalten und Ausatmen. Die Farbe der Wände wandelte sich von blendendem Weiß zu Blaugrau und wieder zurück, je nachdem, wie sich die Wolken vor der Sonne vorbeischieben. Manchmal konnte er die kleinsten Einzelheiten ihres Körpers erkennen – sonnengebräunte, langsam verblassende Beine, blaue Flecken, rote Kratzer –, manchmal so gut wie nichts.

Sie verbiss sich nicht in seine Haut, um ihn zu lieben, sondern um ihn zu schlachten. Sie saß auf seinem Schoß und bewegte sich, alles bestimmend und bedrohend, und umklammerte wie eine Schlange mit ihrem Rachen seinen Kiefer. Sie verbiss sich, um nie wieder loszulassen, ihr Körper hob und senkte sich, als ob er flüssig wäre, aber ihr Kopf verschmolz mit ihm, ihr Kinn fast auf ihrer Brust, immer wieder, unaufhaltsam, nach oben gierend, schneller, dann wieder sich verzögernd. Und dann das Blut aus der Wunde, Blut an ihren Lippen. Sie erschrak, ließ jedoch nicht ab, machte weiter. Er versuchte, sie zu packen, aber seine Hände fanden keinen Halt an ihrem Rücken, an den Hüften, den Oberschenkeln. Eine leise Stimme in ihm wollte so gern, dass sie aufhörte, dass der Schmerz nachließ, dass sie ihn heilte, aber dieser Wunsch wurde überlagert vom Schrei nach mehr, mehr von allem. Mehr Zeit, mehr Schmerz, mehr Blut und mehr Nässe. Mehr Macht und mehr von ihr.

Als er endlich aufs Laken zurücksank, stemmte sie ihre Hände auf seine Brust und ließ den Kopf so tief hängen, dass ihre Schulterblätter wie bei einer müden Katze hochragten. Dann glitt sie von ihm herab, glänzend, klebrig. Stille. Sie schob das Fenster nach oben, und ihn überraschte, wie tief er die frische Luft in seinen Lungenflügeln spüren konnte.

Sie zog nur ihr Kleid und die Schuhe an und verschwand. Während er allein auf dem Bett lag, schien ihn das Haus zu be-

lauern. Auch die Nachbarn von gegenüber schienen unter dem aufflatternden Vorhang durchzuspähen. »Soso, da ist ja der Kleine, sieh mal einer an«, schienen sie zu sagen, »sieh nur, wie er daliegt.« Sie ekelten sich vor ihm und missbilligten alles an ihm, aber er hatte auch das Gefühl, dass sie ihn zugleich respektierten, vielleicht sogar fürchteten.

Sie kam ins Zimmer zurück und blieb einen Moment stehen. Sie sah sich um – Gemälde, Antiquitäten, wirbelnde gelbe Stäubchen in den Sonnenstrahlen –, zog ihre Schuhe aus und schob ihr Kleid gerade so weit hoch, dass sie auf ihn steigen konnte. Sie küssten sich nicht, sie küsste ihn, als sei es ihr Recht, als sei es von höherer Hand so bestimmt. Ihre Wärme war, wie Wärme eben ist. Tröstend, mütterlich, erregend. Aber als sie näher kam – vielleicht nur um wenige Millimeter –, drohte die Wärme in Hitze umzuschlagen. Anfangs lähmend und magnetisch, dann versengend und zerstörend, jeglichen Sauerstoff um sich herum beanspruchend. Der Schmerz ging, die Angst kam. Die Angst, sie zu verlieren, oder noch schlimmer, sie für immer bei sich halten zu können. Als sie zum zweiten Mal, endgültig, ging, rann eine Träne über das Blut auf seiner Wange ins Laken.

Ihre Spuren klebten noch auf seiner Unterlippe. Er konnte es spüren, als würde sein ganzer keuchender Körper Energie zu seinem Mund stoßen, ihm die Arme und Beine lähmen. Hätte er nicht so heftig geatmet, und würde der Wind vom Hudson nicht ständig alles in dieser Stadt davonwehen, dann wäre der Abdruck nicht so schnell getrocknet. Am liebsten hätte er ihre feuchte DNA auf ewig bei sich behalten. Aber wie so oft in seinem Leben musste er feststellen, dass nichts, aber auch gar nichts bei einem bleibt, wenn man den Fehler macht, etwas zu sehr zu lieben, und dass alles, was man wegwaschen möchte, sich einzunisten scheint, direkt unter der Haut.

Erst als sie wirklich gegangen war, kam wieder Leben in die

Stadt. In die Backsteine im Haus gegenüber, die Polizeisirenen, die Spaziergänger, deren Hunde sich beschnuppern, während ihre Herrchen dasselbe tun. Auf dem Kissen und dem Laken neben seinem Kopf breitete sich der rote Fleck aus. Und die Gewissheit ihrer Abwesenheit festigte sich. Er hatte grob zu ihr sein wollen, schonungslos, doch das hatte er nicht vermocht.

Darauf war alles hinausgelaufen. Dreißig Jahre Alleinsein, drei Wochen mit ihr, ein Frühlingssonntag in einem Zimmer am Fluss, fünf Sekunden in einem Kuss versinken und jetzt blutend im Bett. Wenn er sich den Kuss wieder ins Gedächtnis rief und zählte, kam er auf fünf Sekunden. 21, 22, 23, 24, 25. So lange war er eins mit sich selbst gewesen. Hatte nichts gehört, nicht einmal von weitem. Sein getrocknetes Blut auf ihren Lippen und ihre feuchte Wärme, sonst nichts. Diese fünf Sekunden, die gehörten ihm ganz allein, Amos Grossman von der 76 West 107<sup>th</sup> Street am Straus Park, New York.

## BUTCH

Gary Dunn fuhr mit Daumen und Zeigefinger über sein Ringbärtchen, so dass sich seine Fingerspitzen zuerst unter der Nase berührten und dann auf der Kinnspitze wieder zusammentrafen. Sein Lächeln war die Imitation eines an sich schon wenig überzeugenden Originals und konnte nicht verhehlen, dass Gary es kaum erwarten konnte, den halben Windsorknoten um seinen Hals zu lockern und nach Hause zu fahren. Wie jeden Abend würde er beim Ausschalten der Lampen seine diffusen Träume im Ausstellungsraum an der Cambridge Street zurücklassen, nur um eine Viertelstunde später zu Hause anzukommen und festzustellen, dass auch dort nicht viel von dem übrig war, was einst perfekt geschienen hatte. Sie, nach drei Kindern an den falschen Stellen fülliger geworden, beiläufige Gespräche übers Fernsehprogramm, Essen, das »nur kurz aufgewärmt« werden musste.

»Bringt einen überallhin, wohin man nur will«, sagte Gary und rieb sich die Hände. »Abby? Und die Frauen sind verrückt danach ... Abby!« Sein Ruf und das anschließende Räuspern hallten durch den Ausstellungsraum. Es war Ende November, und kein Mensch kaufte einen Sportwagen. »Bringt einen überallhin, wo immer man will, und zwar  *fucking fix*.«

Gary sprach die zwei letzten Wörter aus, als weihte er zwei Jungs aus einer niedrigeren Klasse in ein schmutziges Geheimnis über ein frühreifendes Mädchen ein, worauf die aufgerissenen Münder und Wows der Kleineren ihm kurz das Gefühl vermit-

telten, selbst schon ein echter Mann zu sein – ... *und sie hat was mit ihrem Mund gemacht?*

»Nein, der Camaro ist wirklich ein ganz besonderer Wagen. Ein echter Amerikaner. Und nicht zu vergessen: Es ist der 35<sup>th</sup> Anniversary, Sie müssen also wenigstens Gold oder etwas in der Art kaufen, um Ihr Geld besser anzulegen.« Gary lachte aus Scham über seine absurde Lüge. »Abby, wo bleiben die Unterlagen für den Camaro?«

Bis dahin hatte Amos Grossman nur zugehört und sah Gary jetzt an, wie ein Tierarzt ein krankes Vögelchen betrachtet, von dem er weiß, dass er ihm nur helfen kann, indem er es so schnell und schmerzlos wie möglich tötet.

\* \* \*

Es war sein drittes Jahr in Harvard, und Amos hatte nach einer Europareise beschlossen, die letzten Erwartungen seiner Familie abzuschütteln und sein Studium der Europäischen Geschichte an den Nagel zu hängen. Mitunter versetzte ihn das in Euphorie, obwohl er gleichzeitig das Gefühl hatte, immer schneller laufen zu müssen, damit ihn nicht eine immer näher kommende Welle der Wehmut einholte. Er hatte seinen Eltern noch nichts gesagt, aber das lastete ihm nicht am meisten auf der Seele – eigentlich lastete ihm gar nichts auf der Seele, was bewies, dass seine Entscheidung bereits Wirkung zeitigte. Was jedoch eine nicht nachlassende Beklommenheit auslöste, war eher, dass er damit die letzte Verbindung zu einer Art Normalität gekappt hatte und in einen Abgrund stürzte, von dem er nicht wusste, wo er enden würde; falls er überhaupt jemals endete. Amos fühlte sich – und das vielleicht zum ersten, aber sicher nicht zum letzten Mal – völlig allein.

Er war lange davon ausgegangen, dass er sich nach seinem

Examen etwas aufbauen würde. Etwas, das nur ihm gehörte, etwas, das er noch nicht benennen konnte, das aber bereits am Horizont aufschimmerte. Im Herbst 2003 hatte sich dann bei Amos etwas verändert, und an dem Tag, als in Cambridge der erste Schnee fiel, hatte er den Knoten durchgehauen. Später sollte er mit seinem Therapeuten Dr. Frank Kawamura noch oft darüber reden. Voller Scham über die Wahrheit und über das, was er herausgefunden hatte, sollte ihm Amos freilich Lügen auftischen. Vor allem weil er hoffte, er würde sie nach einer Weile selbst glauben können – wenn sie nur plausibel genug wären.

Vielleicht hatte das für junge Geschichtsstudenten typische, zu stark entwickelte Relativierungsvermögen ihm in letzter Zeit die Sinnlosigkeit seines eigenen pathetischen Geschwafels offenbart. Zumindest würde er versuchen, es so Dr. Kawamura, oder wer auch immer es wissen wollte, zu verkaufen. Vielleicht hatte er auch nur seine Illusionen über eine gewisse Größe – er brachte solche Wörter kaum noch über die Lippen – begraben, als er erkannte, dass viele seiner Mitstudenten genau dasselbe erwartungsvolle Leuchten in den Augen hatten, was seine Hoffnungen banal erscheinen ließ. Wenn er schon nichts Besonderes sein konnte, nichts Einzigartiges oder wenigstens Auffallendes, dann war er lieber gar nichts.

\* \* \*

Gary Dunn räusperte sich – er hatte schließlich noch etwas anderes zu tun, wirklich, außer auf eine Antwort von zwei verwöhnten Studentchen zu warten. »Und«, fragte er, »was denkt ihr?«

»Was denken wir, Butchie?«, fragte Amos Butch Casey.  
»Über den Camaro? Er ist doch ein echter Amerikaner, nicht?«



Amos unterlegte das Wort »Amerikaner« mit einem Südstaatenakzent, was Gary zu Amos' Vergnügen entging.

»Das ist er ganz bestimmt«, bestätigte Gary.

»Siehst du? Gary gibt mir recht, Butchie«, sagte Amos.

Butch blieb stumm, weil er zu gut erzogen war, lächelte aber fast unmerklich darüber, wie boshaft sein guter Freund mit dem armen Gary spielte. Was allerdings nicht daran lag, dass Amos andere Menschen nicht respektierte, er konnte nur nichts und niemand mehr wirklich ernst nehmen. Er war ein losgelöster Körper, den nichts mehr hielt, ein Körper, der in einen Abgrund stürzte und es akzeptierte. Alles andere – Gary, die Universität, die Nachrichten, Karrieren, der Goldkurs –, alles andere war reine Dekoration.

\* \* \*

»Was für einen Unterschied macht es denn, ob wir da sind oder nicht?«, hatte Amos am Abend zuvor Butch gefragt. Es war eine Frage, die er egal an welchem Tag des Jahres, egal in welchem Augenblick des Tages ironisch hätte stellen können, aber diesmal meinte er es ernst, und die Momente, in denen er einfach sagte, was er dachte, waren selten. Sogar der stets von einer Aura der Unerschütterlichkeit umgebene Butch Casey wurde noch ein wenig stiller.

Sie waren auf den Eingangsstufen zu ihrem Studentenwohnheim stehen geblieben und schwiegen sich bestimmt eine volle Minute lang an, während sich die Rasenflächen allmählich von Grün in Weiß verwandelten. »Sollte es dir jemals einfallen, dann musst du es mir unbedingt sagen«, meinte Amos schließlich und machte Anstalten, die letzten Stufen hinaufzugehen, hielt aber inne, als seinem Freund ein schnell verwehender Seufzer entschlüpfte. Kein »Ach ja«, »Morgen ist auch noch ein

Tag« oder eine andere Nullachtfünfzehn-Antwort, um ein unangenehmes Gespräch zu beenden und dort weiterzumachen, wo man zuvor aufgehört hatte.

Butch Casey war ein Kind der Mittelschicht, für den Amos tiefe Freundschaft und gleichzeitig einen unausrottbaren Neid empfand. Freundschaft wegen des geradlinigen, klaren Charakters, der perfekt seinem vierschrötigen Äußeren entsprach – klug blickende Augen in einem massigen Schädel, gleichermaßen bereit zu einer intellektuellen wie tätlichen Auseinandersetzung. Amos mochte auch den Namen, Butch Casey. Es war ein Name, der ihn an vergangene Zeiten erinnerte, die ihm besser erschienen, obwohl er nur allzu gut wusste, dass dem nicht so war. Sputnik, NASA, Korea, Fidel, Truman. Mit dem Namen Butch Casey verband sich eine bestimmte Geschichte. Und es war eine schönere Geschichte als die, die mit dem Namen Amos Grossman verknüpft war.

Neidisch war Amos, weil Butch nichts zu verlieren hatte und sich deshalb noch alles aufbauen konnte. Butch studierte Jura, und das war ein Understatement. Er las Bücher nicht, er verschlang sie von der ersten bis zur letzten Zeile, bis er Tintenflecken an den Zähnen hatte und den Inhalt besser kannte als die Verfasser. Butch redete nicht viel, aber er konnte beobachten und wie ein Jagdhund die Ohren spitzen. Oft lachte er über die Naivität, den übertriebenen Zynismus und den Hang zur Romantik, zwischen denen Amos ständig schwankte. Er urteilte selten oder nie, vor allem nicht mit Worten. Und wenn er doch einmal etwas sagte, war das für Amos ein Grund, nächtelang wachzuliegen und alles Mögliche, und erst recht sich selbst, in Frage zu stellen.

Das war der erste Grund, weshalb Amos der Überzeugung war, dass Butch ein phantastischer Anwalt werden würde, vielleicht sogar Richter. Amos sah ihn schon vor sich: Butch, ein

simpler Bauer aus Asshole, Maine, nach einer Traumkarriere an den Obersten Gerichtshof berufen. Doch das verschwieg er ihm und nannte ihn Butchie, was unter dem Deckmantel der Kameradschaft klarmachen sollte, dass Amos schon längst dort war, wo Butch gern hinwollte. Das von befreundeten Banken gehütete Geld, die Macht eines Adressbuchs in der linken Schreibschublade, der Name, der einem von Morningside Heights bis Midtown in letzter Minute den frei gewordenen Tisch in jedem Spitzenrestaurant sicherte – das alles hatte Amos bei der Geburt mitbekommen, zusammen mit den Lätzchen, die seine Initialen trugen, einer alten Familienwiege und einem wertvollen Freifahrtschein für die Universität, wo an diesem Abend Kälte und Schnee dafür sorgten, dass außer Amos und Butch kein Mensch draußen stehen blieb, um sich noch ein wenig zu unterhalten, bevor er ins Haus flüchtete.

Weil Butch nur seufzte und Amos ebenfalls keine Lust hatte, den ganzen Abend vor sich hin zu brüten, versuchte er, sein Schicksal als Erbe des Grossman-Vermögens auf lakonische Art darzustellen, wie Butch es von ihm gewohnt war. Dass er reisen würde, sagte er. Nach Afrika und Australien. Mit Delphinen schwimmen und von einem Homo auf den Bermudas lernen, wie man Cocktails mixt, derlei Unsinn. Und dann ein bisschen in Immobilien machen, wie die meisten seiner Schicksalsgefährten an der Upper West, oder vielleicht eine Sammlung aufbauen. Witzige Korkenzieher, ausländische Valuta oder Segelboote. Hier hatte Butch doch gelacht. »Warum solltest du das tun?«, fragte er Amos. »Wir haben doch noch nicht mal angefangen!«

Für Butch musste tatsächlich alles erst noch beginnen. Eines Tages würde er zu seiner alleinstehenden Mutter in Maine nach Hause kommen und ihr ein schönes Schmuckstück mitbringen oder sie ins teuerste Restaurant des Viertels einladen können.

Vielleicht könnte er sogar ihre Hypothek ablösen. Butch war womöglich der Mann, der seine Familie von der Economy- in die Businessclass hebeln konnte. Er würde keinen enttäuschen. Er hatte ein Ziel, so viel war klar, und alles an ihm strahlte aus, dass er dieses Ziel auch nicht aus den Augen verlieren würde, bis er in Händen hielt, was ihm zustand. Amos hätte nichts lieber gewollt, als mit ihm zu tauschen. Die Position eines Butch Casey aus Maine gegen jeden Cent des mehr als fünfundzwanzig Millionen Dollarkapitals, das die Familie Grossman nach Auskunft der Auslander Private Bank & Trust ungefähr wert war. Amos wollte eine Familie, die gar nichts wert war. Das stellte er sich wunderbar vor.

\* \* \*

»Und der dort?«, fragte Amos Gary Dunn, der fast von der Motorhaube des Camaro rutschte, als er sich zu dem von Amos angesprochenen Ferrari umdrehte. Ein Auto, das auf einem roten Teppich präsentiert wurde, während alle anderen einfach auf weißen Baumarktfliesten standen. Endlich kam Abby mit ein paar DIN-A4-Blättern zu dem Camaro an.

»Der 250er?«, fragte Gary.

»Keine Ahnung, der dort«, gab Amos zurück.

»Der 1968er 250GT?«

»Ja, den finde ich schöner.«

Gary lachte und schlug sich sogar auf den Schenkel. Aber weil Amos einen so seriösen Blick hatte, schickte er Abby wieder weg. Er erlaubte sich einen kurzen Blick auf ihren Hintern. Im letzten Frühling hatten sie eine flüchtige Affäre gehabt, bis Abby eine Beziehung mit einem höchst eifersüchtigen Fitnessgeräteverkäufer anging. Seither hatte sie Gary nicht mehr viel recht machen können.

»Ist der auch ein Amerikaner, Gary?«

»Nein, äh, der Ferrari ist italienisch.«

»Italienisch? Butch?«

»Ich esse schon gern italienisch«, sagte Butch, als spielte er in einer Schulaufführung mit und müsste ausgerechnet, wenn er mit seinem Einzeiler dran war, vor lauter Nervosität albern kichern.

»Sehen Sie das Taxi dort draußen, Gary?«

»Ja.«

»Der soll mal weiterfahren.« Amos steckte Gary hundert Dollar zu.

Eine halbe Stunde später bekam Butch einen Lachanfall, während Amos aufs Gaspedal trat und vom Parkplatz vor Miller Exclusive Cars fuhr.

»Ist der auch ein Amerikaner? Nein – italienisch, Butch? Ha! Du bekloppter Spinner! Einfach super...« Amos musste sich ein Lächeln abringen. »Echt... super.«

Butch steckte einen Finger unter sein T-Shirt, um sich damit die Augen zu trocknen. Als ob das, was für Amos im Grunde der Kauf eines roten Autos war, für Butch unangenehm gewesen wäre und er jetzt endlich die ganze aufgestaute Spannung und stellvertretende Scham herauslassen könnte. Für Amos war der Spaß schon von dem Moment an vorbei gewesen, als er von einem strahlenden Gary die Autoschlüssel ausgehändigt bekam. Unmittelbar davor hatte er für Miller Cars Inc. einen Scheck über 128 000 Dollar ausgestellt. Ein Anruf bei Howard K. Auslander von der Auslander Private Bank & Trust New York hatte Mr Miller höchstpersönlich davon überzeugen müssen, dass er es nicht mit einem Irren oder Betrüger zu tun hatte. Amos hatte, kurz bevor er den Scheck überreichte, noch verlangt, dass sowohl er als auch sein Kumpel so ein schickes

Miller Exclusive Cap gratis dazubekämen, um den Deal zu besiegeln. Das war kein Problem gewesen.

Noch bevor Amos das Auto irgendwo auf dem Campus parken konnte, rief ihn seine Mutter an. Er hatte sich in dieser Woche schon häufiger bei ihr melden wollen, um sie über seine Entscheidung zu informieren. Oder ihr wenigstens zu sagen, dass er sein Studium stecken würde.

»Wer ist das? Deine Freundin?«, frotzelte Butch, der noch immer in einem für seine Verhältnisse hysterischen Zustand war.

Amos drückte auf den Knopf mit dem kleinen roten Telefon und steckte sein Handy ein. »Was für eine alte Schrottkarre haben wir eigentlich gerade gekauft?«

Butch bekam wieder einen Lachanfall – vor lauter Stress, dachte Amos.

»Komm, wir gehen einen trinken«, schlug Amos vor.

»Klasse Idee, Mos. Super Idee, Mann.«

\* \* \*

Genau eine Woche nach dem Gespräch auf der Treppe des Studentenwohnheims stürzte das kleine Sportflugzeug der Rosenthals in der Nähe von Glens Falls in Queensbury, New York, ab. An Bord waren Mr und Mrs Rosenthal, ihre englische Bulldogge Honey und Amos' Eltern, Joe und Helen Grossman-Young. Keiner überlebte den Unfall.

Eine halbe Stunde nachdem Amos einen Anruf von Dwight Rodney bekommen hatte, einem Polizisten, der selbst unter Schock stand und sich deshalb gar nicht bemühen musste, einen traurigen Klang in seine Stimme zu legen, hörte er die Nachricht im Radio, während er in seinem Ferrari zum Ort des Unheils schlitterte. Ein Vorhaben, von dem ihm, trotz der Um-

stände, sowohl Rodney als auch eine Wettersondermeldung abgeraten hatten. Vier Stunden Fahrt nach Queensbury bedeuteten, dass er noch achtmal dieselbe offizielle Verlautbarung anhören musste. Er ließ die ganze Zeit das Radio laufen, nicht weil er es wollte, sondern weil es nicht anders ging. Weil seine Hände sich am Lenkrad festklammerten und sein Körper wie eine Tonne Blei im Fahrersitz versunken war. Er atmete regelmäßig, aber schnell, sein ganzer Körper prickelte, und gleichzeitig geschah nichts. Seine Gedanken waren wie nicht existent. Wo sind bloß um Himmels willen Jacob und Noah, dachte er, wo stecken die zwei, aber sonst dachte er nichts. Er merkte, wie er immer schneller in diesen Abgrund stürzte, und war sich inzwischen ziemlich sicher, dass der Fall nicht so bald enden würde. Der letzte Halt war endgültig dahin. Da konnte er sein Leben lang dagegen ankämpfen, es würde doch nichts bringen. Er wusste weder ein noch aus, also fuhr er durch Regen und Unwetter, bis die näher kommende rote Beleuchtung der Notaufnahme des Glens Falls Hospital in trüben großen Kreisen die Frontscheibe des Autos ausfüllte und die Scheibenwischer schließlich das Wort *Emergency* lesbar machten. Amos wusste, dass er diesen Zustand bereits hinter sich hatte, es gab keinen Notfall mehr, nur die Feststellung, dass es zu spät war.

## FARREN

In Amos' Erinnerung hatte sein Bruder Noah ihm auf dem Empfang nach dem Begräbnis seiner Eltern Farren als »eine liebe und kluge Freundin« vorgestellt. Das Begräbnis war eine Art raunendes Society Event gewesen, bei dem die Brüder Grossman, vor allem Amos, in ihrem eigenen Haus ein bisschen verloren herumstanden. Amos wusste noch, wie er angestarrt wurde. Auf den ersten Blick voller Mitleid, auf den zweiten wie immer mit dem Neid und der Strategie der alten *beau monde* – wer würde was kriegen, wie viel waren sie jetzt wert, hatten die Rosenthals überhaupt Kinder und was machten die?

Die *Times* hatte einen kurzen Artikel über den Absturz zweier prominenter New Yorker Familien gebracht, mit einer kurzen Biografie des »Kunsthändlers und Kriegshelden« Yosef »Joe« Grossman und seiner in der Charity aktiven Ehefrau Helen Young, älteste Tochter eines irisch-amerikanischen Gemüsehändlers aus Woodside, Queens. Über die Rosenthals, bis vor zehn Jahren Besitzer des gleichnamigen Warenhauses in der West 33<sup>th</sup> Street, hatte weiter hinten noch ein eigener Artikel gestanden, unter anderem mit einem Foto des Kaufhauses aus den dreißiger Jahren.

Die Witwe van Straten war da und sah wie immer so aus, als hätte sie mit ihrem Kleid gekämpft und sich geschminkt, um ihre Enkelkinder zum Lachen zu bringen. Howard K. Auslander und seine Frau Betty waren ebenfalls da. Auch Ron Gale, ein Strafverteidiger, der für den siebten Distrikt im Gemeinde-



rat saß, war da, zusammen mit seiner Frau Nancy, die ihn, drei Grüppchen von ihm entfernt, nicht aus den Augen ließ, während er sein viertes oder fünftes Glas leerte. Rechtzeitig gehen, stand ihr auf die Stirn geschrieben, wenn wir nur rechtzeitig gehen. »Sechzig Jahre Nägelkauen, die arme Frau«, hatte Amos' Mutter nach einem Besuch der Gales oft geseufzt. Dem ebenso oft ein »aber so unheimlich nette Leute« folgte. Amos hoffte lange, dass in all den anderen Häusern dasselbe über die Grossmans gesagt wurde. Wahrscheinlich schon, denn es gab eine Art Vereinbarung: sich gegenseitig ohne weitere Nachfragen für nette Leute zu halten. Ein bisschen, wie man in einer Ehe davon ausgeht, dass sich die beiden Parteien mögen, oder wie in einer Freundschaft, dass man für den anderen alles tun würde. Amos fand einigen Trost in solchen Konventionen und trug mit Vergnügen seinen Teil dazu bei, sie zu bewahren.

Michael Sheins neue Freundin spielte mit ihrem Handy herum und fragte ihn alle zehn Minuten wie ein gelangweiltes Schulkind, ob sie noch lange bleiben müssten, was Shein mit Kopfschütteln beantwortete, während er einer der Servierinnen auf den Hintern starrte und mit vor Ärger rotem Kopf seinem guten Kumpel Oliver Pope, dem Besitzer von unter anderem Pope Foods und Pope Catering Services, der angeboten hatte, kostenlos den Empfang zu organisieren, die unterbrochene Geschichte weitererzählte. Der alte General Stokes war zu alt, um selbst kommen zu können, aber seine Tochter Maggie vertrat ihn und gab sich nett und mütterlich – ergriff immer mit leicht geneigtem Kopf die Hand ihres Gegenübers, als wollte sie ihm ein großes Geheimnis anvertrauen.

Amos konnte sich absolut nicht vorstellen, dass seine Eltern nicht mehr dabei waren. Die Mutter schlicht, elegant und nach solidem Luxus duftend, blumig, aber nie frivol, wie eben reiche, verheiratete Frauen, denen kindisches Herumgefirte nichts be-

deutete, zu riechen hatten. Und dann der Vater, alle überraschend, jedes Gespräch wie ein Schiedsrichter bei einem Tennismatch verfolgend. Ein Mann vieler Worte war er nicht gewesen, Vater Grossman. Aber immer mit einem breiten Lächeln – die Leute fühlen sich wohl, also ist es für mich prima. Man konnte ihm ansehen, dass er seine Freude daran hatte, unter Menschen zu sein. Eine Freude, die Amos fremd war, und er war froh, dass diese Rolle jetzt von seinen Brüdern übernommen wurde. Er sah Noah, der mit einem angemessenen, trauernden Nicken geduldig Leuten zuhörte, die so alt waren, dass sie allmählich wie ihre eigenen Wachsfiguren aussahen. Und Jacob, der mit den beiden rothaarigen Blankenship-Brüdern noch einen Whisky trank. Abschaum, die zwei, doch ab einem bestimmten Nettovermögen wurde viel weggelacht. Amos hingegen wollte nichts lieber, als jeden Anwesenden mit einer freundlichen Bitte, notfalls mit dem Bulldozer, aus dem Haus zu drängen, um allein sein und wenigstens einen kleinen Teil der Eindrücke verarbeiten zu können, die ihm durch Kopf und Körper gerast waren, seit er Dwight Rodneys Anruf beantwortet hatte. Und da erschien Farren MacKenzie.

Nachdem Noah sie vorgestellt hatte, waren Farren und Amos in die Küche geflüchtet. Dort standen sie dem Personal im Weg, und jedes Mal, wenn jemand mit einer Schüssel oder einem Getränk vorbeiwollte, musste einer von ihnen einen kleinen Schritt vortreten. Meistens sie. Einmal spürte er an seinem Handrücken flüchtig die warme Haut ihres Bauchs unter der schwarzen Bluse. Farren trug Parfüm, aber nicht wie die schwatzenden alten Drachen in schwarz-weißem Chanel, die sich im großen Salon Getränke und Oliven hinter die Goldzähne kippten. Nur wenn zwei oder drei Serviererinnen nacheinander vorbeiwollten und sie sich ein paar Sekunden lang auf den Zehenspitzen an ihn lehnen musste, roch er ihren Duft und

nicht den Kaffee, die Zimtschnecken und die Ausdünstungen der vielen Menschen in einem knapp bemessenen Raum.

Sie hatten das Thema des Tages zunächst vermieden und Erinnerungen an gemeinsame Lehrkräfte der Dalton School herausgekratzt und waren dann über das Schicksal von Lachsen, deren geräucherte Variante auf den vorbeischiebenden kleinen Toastscheiben als Anlass gedient hatte, schließlich bei dem romantischen Vorrang altmodischer Analogfilme gegenüber Digitaltechnik angelangt. Farren war schon als Neunjähriger vom Fotografieren fasziniert gewesen, Amos hatte es erst unlängst als Hobby entdeckt, kurz nachdem er in seiner Coltrane-Phase drei Monate lang Saxofonunterricht genommen hatte und bevor er sich in allerlei ornithologische Handbücher vertiefen sollte.

Nachdem sogar Nancy Gale ihren Mann aus dem Haus bugsiert hatte, ohne dabei allzu viele Antiquitäten umzustoßen, und die Reste des Leichenschmauses vom Personal weggeräumt worden waren, war Farren noch ein bisschen geblieben. Aber ohne die Trauergäste, das Essen und die gedämpften Salierklavier-sonaten im Hintergrund fielen sie von einem Schweigen ins andere und schließlich war sie mit der Ausrede, nicht länger zur Last fallen zu wollen, nach Hause gegangen. Für Amos war es, irgendwie, damals, an diesem Tag, sonnenklar. Farren war zwei Jahre jünger, und das war perfekt. Sie war etwa fünfzehn Zentimeter kleiner, was bedeutete, dass ihre Schulter perfekt in seine Achselhöhle passte. Sie war mollig genug, um menschlich, und schlank genug, um attraktiv zu sein. Ihre Haut war irisch weiß, wie die seiner Mutter gewesen war, und sie roch nach süßen Früchten. Das konnte vom Shampoo kommen, aber Amos hatte etwas über Gerüche und Hormone gelesen, und nun dachte er, dass er mithilfe seines scharfen Geruchssinns die perfekte Partnerin gefunden hätte. Wie ihr Blick verriet, glaubte

sie dasselbe. Er wusste noch, dass er dem Ehepaar Pope für alles dankte – das sei doch das Allerwenigste gewesen, was sie hätten tun können, und er dürfe immer anrufen – und dabei dachte: Perfekt. Farren MacKenzie. Sie ist perfekt.

Da er befürchtete, es würde ihn wahnsinnig machen, nur im Haus am Straus Park herumzuhängen, und da er den stillen Trost genoss, den ihm Butch Caseys Freundschaft bot, und nicht zuletzt, da er so schnell wie möglich so viel Zeit wie möglich mit Farren verbringen wollte, beschloss Amos, sein Studium vorläufig fortzusetzen. Nicht unbedingt mit dem Ziel, es auch tatsächlich abzuschließen oder Prüfungen abzulegen, eher als eine Art blinder Passagier. Farren studierte erst im ersten Jahr Politikwissenschaft mit dem Ziel, irgendwann einmal zu Jura überzuwechseln, aber sie war klug genug, dem zwei Jahre älteren Amos das Gefühl zu vermitteln, dass er viel von ihr lernen könne. Gleichzeitig erwies sie sich als sanftmütig, weil sie es nicht ständig betonte.

Zum ersten Mal schreckte ihn die Vorstellung eines langen, vielleicht bis zu seinem letzten Stündlein mit einem anderen Menschen geteilten Lebens nicht. Es machte ihn ruhig, als wäre damit eine große Frage seines jungen Lebens bereits beantwortet, und er könnte sich jetzt auf ergänzende Fragen konzentrieren wie das Finden eines passenden Hobbys, die Suche nach gleichgesinnten Freunden und das Führen endloser semiseriöser Gespräche darüber, welcher Teil von Manhattan am besten zu ihnen passen würde.

Amos gelang es, sein Leben so einzurichten, dass er den meisten seiner Freunde und auch sich selbst den größten Teil der Zeit vorgaukeln konnte, es lief alles bestens nach Plan. Ab und zu überkamen ihn allerdings Zweifel. Dann stellte er sich ans Fenster seines Zimmers und blieb dort lange reglos stehen.

Mitunter verspürte er den Drang, seine Mutter anzurufen und ihr zu sagen: »Ma, ich habe ein Mädchen gefunden. Sie heißt Farren, und ich liebe sie wirklich.« Mit der Betonung auf »wirklich«, dann hätte sie es bestimmt verstanden. Er dachte, dass ein solches Bekenntnis die vereiste Beziehung zum Schmelzen hätte bringen können, die er zu ihr und vor allem zu seinem Vater aufgebaut hatte – obwohl ihm eher schien, dass er die Beziehung zu ihnen seit seiner Geburt und den Kinderjahren immer mehr abgebaut hatte. Doch dafür war es zu spät. Und noch schlimmer: Wenn er ehrlich war und als echter Grossman die Romantik auf den ihr zustehenden Rang zurückdrängen konnte, dann wusste er, dass ein naiver Telefonanruf wahrscheinlich nichts, nun ja, so gut wie sicher nichts am Stand der Dinge geändert hätte. Weil eben genau das noch übrig blieb, kurz bevor das Sportflugzeug der Rosenthals in dem verschlafenen Queensbury auf dem Boden aufschlug: diese Dinge.

Farren dachte prinzipiell und hatte konsequente, klare Vorstellungen und Lösungen für Weltprobleme, von deren Existenz Amos nicht einmal etwas geahnt hatte. Sie engagierte sich für quatsüchtige Flüchtlinge, die aus Somalia in den Jemen flohen, sie hatte Bedenken wegen des bei der Verhaftung von Saddam Hussein gemachten Fotos und verteilte auch einmal selbstgemachte Faltblätter mit UN-Statistiken zur Aidsproblematik. Sie versuchte Amos ständig von allem möglichen Unrecht zu überzeugen, und hatte damit auch immer wieder Erfolg. Weniger, weil er plötzlich eine große Sensibilität für Weltprobleme entwickelt hätte, sondern weil ihre großen Augen, die blasse Haut und ihre hellen, fast unsichtbaren Augenbrauen aus ihr ein Wesen machten, das Amos an Teenies erinnerte, die es auf dem Zeltplatz in einem versifften Wohnwagen mit dem Nachbarsjungen treiben oder ihrem sommersprossigen Urgroßneffen einen blasen, einfach weil es ihnen Spaß macht. Nun war Amos

zwar nicht der Typ, der sich auf Zeltplätze begab, aber um mit ihr ins Bett zu steigen, hätte er notfalls sogar den Somaliern den Quat aus dem Mund geleckt.

Nachdem sie eines Sonntagmorgens zum Fotografieren nach Charlestown gegangen waren – sie machte Fotos von den Gebäuden am Fluss, er von ihr, wie sie Fotos von den Gebäuden am Fluss machte –, küsste er sie im Zug, der sie von Boston nach Cambridge zurückbrachte. Die Strecke vom Bahnhof zu Farrens Apartment am Inman Square diente als Vorspiel, und als sie im Schlafzimmer angekommen waren, musste Amos nur noch den letzten Socken ausziehen. »Das war perfekt«, sagte Farren nach ihrem ersten Mal, und obwohl er wusste, dass es nicht zutraf, begriff er auch, dass dies der Moment war, es dennoch zu glauben.

Amos konnte es nicht lassen, jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, in eindringlichen Worten zu erklären, wie sehr er in Farren verliebt sei. »Ich bin wirklich schrecklich verliebt in sie, weißt du?«, sagte er dann. »Und weißt du, was so toll dabei ist? Sie auch in mich. Das sieht man gleich. Wirklich wunderbar. Verstehst du das?« Hatte er etwas zu trinken in der Hand, dann würde er einmal daran nippen, nicken und das Gespräch mit: »Wir sind wirklich sehr glücklich« abschließen. Und dabei würde er Farren in die Augen sehen oder ihr von der anderen Seite des Zimmers zuzwinkern. Sie fand das herrlich, sie erglühte und wurde sichtlich erregt, was sie nie zu verbergen suchte. Eine Weile blieb das ihre Marotte, Gefühle auszusprechen oder zu offenbaren und sie mit so vielen Freunden wie möglich zu teilen. Freunden, die nach und nach wegblieben, sie bemerkten es nicht einmal. Und selbst wenn sie es bemerkt hätten, wäre es für sie trotzdem kein Problem gewesen.

Das Apartment ohne Mitbewohner, drei Minuten zu Fuß von der Universität entfernt, war bereits ein Hinweis, wie auch

die Tatsache, dass Farren wie die Grossman-Brüder ihre Gymnasialzeit an der Dalton School absolviert hatte, die mit etwa 25 000 Dollar Schulgeld pro Jahr vermutlich teuerste Schule auf der ganzen Insel Manhattan. Und dennoch war es in gewissem Sinne eine Enttäuschung für Amos, als er herausfand, dass Farren die einzige Tochter Ron MacKenzies war, der 1972 ganz allein die MacKenzie Construction gegründet hatte und heute Vorstandsvorsitzender und Hauptanteilhalter der MacKenzie-Wheeler Corp. war, mit mehr als dreitausend neuen Aufträgen pro Jahr eine der größten Baufirmen des Landes. Der Hauptsitz der MacKenzie-Wheeler Corp. befand sich in einem hohen Tower im Geschäftszentrum von New York, der Stadt, von der Amos immer gedacht hatte, sie gehöre auch ein bisschen ihm. Obwohl sie vom Vater des Mädchens einfach abgerissen und wieder aufgebaut wurde, vom Vater des Mädchens, das ihm zu seinem einundzwanzigsten Geburtstag ein gebrauchtes Fahrrad geschenkt hatte, nachdem sie ihn gebeten hatte, »den albernen Sportwagen« zu verkaufen. Amos hatte den Ferrari in einer Garage in Manhattan untergestellt, Farren jedoch gesagt, er habe den Erlös aus dem Verkauf auf das Konto der Grossman-Young Foundation überwiesen, einer Liebhaberei seiner verstorbenen Mutter, die kleine Stadtteilprojekte hauptsächlich in der Bronx unterstützte. Es war das erste Mal, dass er sie besah, und deshalb fühlte er sich schuldig, aber zugleich gab es ihm auch das Gefühl, dass er dadurch zum Mann wurde – als ob eine gewisse Form der Beziehungskorruption dazugehörte, zum wahren Leben.

Der Geburtstag wurde in Farrens Apartment gefeiert, mit einer nicht ganz gelungenen selbstgebackenen Torte und ironisch gemeinten spitzen Papphütchen. Die wenigen verbliebenen Freunde machten einen Anstandsbesuch und verdrückten sich so schnell wie möglich wieder in ihre Schlafsäle und



P. B. Gronda

**Straus Park**  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87504-0

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Juni 2016

Eine der aufregendsten neuen Stimmen der flämischen Literatur

Zwischen New York, Amsterdam und London, von den 1930ern bis heute entfaltet sich dieser rasante, intelligente Roman über Erfolg und Sex, über Schuld und Überlebenswillen, über Familie und die Suche nach Liebe. Und auf beeindruckende Weise macht der flämische Schriftsteller Paul Baeten Gronda mit dieser Geschichte zweier Liebender nachvollziehbar, wie sehr jeder Einzelne von uns durch die Taten seiner Eltern und Großeltern, durch das Schicksal seiner Familie geprägt wird.

Am Straus Park an der Upper West Side in Manhattan lebt Amos Grossman, der junge Erbe einer jüdischen Familie, die durch Kunsthandel sehr reich geworden ist. Sein Studium der Geschichte in Harvard hat er abgebrochen, und seitdem treibt er ziellos durch Manhattan und durch sein Leben. Er heiratet, weil er glaubt, unsterblich verliebt zu sein, lässt sich aber nach einem Jahr wieder scheiden. Einige Jahre lang unterhält er eine sexuelle Beziehung zu einer Geschäftspartnerin, mehr braucht er nicht, wie er seinem Therapeuten versichert.

Erst als eines Tages Julie Dane, eine englische Kunsthistorikerin, vor seiner Tür steht, scheint sich alles zu ändern. Sie, so weiß er sofort, ist die Frau seines Lebens. Julie will Amos über die Kunstschatze der Grossmans befragen, sie erforscht die Herkunft europäischer Kunstwerke in den USA. Er führt sie durch die Villa am Straus Park, vermittelt sie an bekannte Sammler. Und es entwickelt sich eine kurze, leidenschaftliche Affäre zwischen den beiden – doch Julie kehrt nach London zu ihrem zukünftigen Mann zurück, und Amos versucht seine Sehnsucht nach ihr zu beherrschen. Denn obwohl sie nicht daran rühren, wissen beide, dass die Geheimnisse ihrer Familien zwischen ihnen stehen, eine Geschichte, die in der Vorkriegszeit in Amsterdam begann, als jüdische Familien sich verstecken oder emigrieren mussten...

 [Der Titel im Katalog](#)